



Jakob Schaub

74 **Elektro-Know-how für Bangladesch**

Als junger Funker bereiste Jakob Schaub das vom Krieg zerbombte Bangladesch im Auftrag des Roten Kreuzes. Danach stieg er die Karriereleiter in einem Schweizer Elektrizitätswerk hoch. Doch die Bilder des Leids hatten sich so tief eingepägt, dass er nach der Frühpension eine Schule für Elektriker in Bangladesch aufbaute.

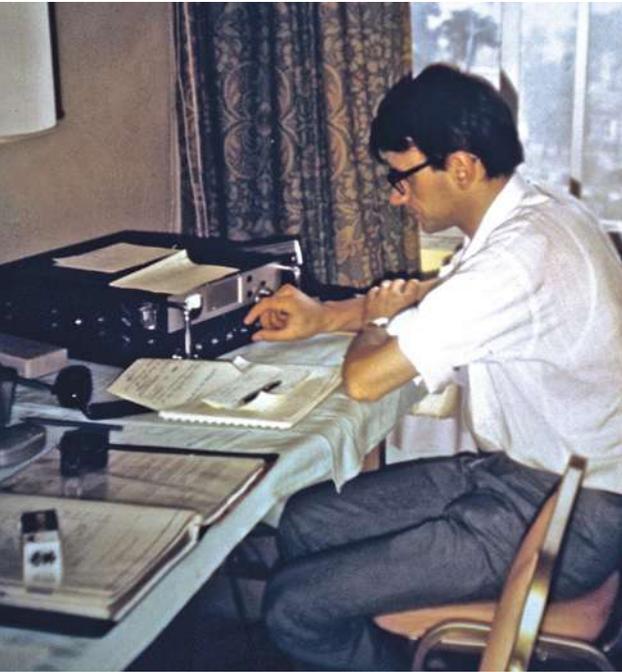


j.schaub@rsnweb.ch
shanti-schweiz.ch



Von Dhaka geht ein Licht aus

Mit sechzig hat sich Jakob Schaub als technischer Leiter eines Elektrizitätskonzerns verabschiedet, um dort zu helfen, wo Millionen ohne Strom leben. So sind zwei Schulen für Elektriker in Bangladesch entstanden. Bis heute schleppt und sammelt Schaub für diese technische Geräte und Anlagen – mit elektrisierender Wirkung fürs ganze Land.



Tägliche Funkzeichen aus Dhaka, Bangladesch: Jakob Schaub am RF-Controller, ein Gerät mit automatischer Antennenanpassung, das in den Siebzigerjahren als hochmodern galt – oder vor dem Helikopter des Internationalen Roten Kreuzes.

Warum Bangladesch? Mit-
ten in der Adventszeit im
Dezember 1971 landete
ein Brief des Internati-
onalen Roten Kreuzes
auf dem Tisch von Jakob Schaub – mit einer
ebenso überraschenden wie unklaren
Befehlsausgabe: Er sollte sich bereithalten,
»einer in der nächsten Zeit möglicherweise
erfolgenden Einberufung zu entsprechen«.

Schaub war 27 Jahre jung, Elektriker und
hatte die Lizenz als Amateurfunker. Eine
Fähigkeit, die dem Roten Kreuz wie gerufen
kam. Morsen auf Kurzwellen war oft die
einzige Möglichkeit, sich mit weit entfernten

Ländern zu verständigen. Satelliten waren
noch Science-Fiction. So saß Schaub knapp
einen Monat später im Flugzeug Richtung
Bombay.

Blutiger Bruderkrieg

Es tobte ein blutiger Bruderkrieg zwischen
West- und Ostpakistan. Der Osten, die
Bengalen, fühlten sich benachteiligt. Ihre
Sprache Bengali war nicht als Amtssprache
anerkannt. Sie drängten auf Autonomie, was
der Westen gnadenlos bekämpfte. In der
Folge wälzte sich ein gigantischer Flücht-
lingsstrom von Ostpakistan in die indische
Großstadt Kolkata, damals Kalkutta. Sie
geriet an den Rand des Kollapses.

Hier sollte Schaub die Kommunikation zum Hauptsitz des Roten Kreuzes in Genf sicherstellen – lautet die Anweisung zunächst. Kaum in Kolkata eingetroffen, nahm der dortige Leiter eine Planänderung vor. In Dhaka, Bangladesch, brauche man dringendst einen Telegrafisten. Fünf Tage musste Jakob Schaub auf die Einreisebewilligung warten. Tage, die ihm wie Jahre vorkamen. »Ich sah, wie verwarloste Kinder in Abfallbergen wühlten und sich mit Hunden um Essensreste stritten«, erinnert sich Schaub. Das Leben von Hunderttausenden spielte sich auf den Straßen ab. »Da ging mir plötzlich ein Licht auf: Nicht die Armen dieser Welt sind die Ausnahme. Wir, die im Wohlstand leben dürfen, sind die Ausnahme!«

Wir sind die Ausnahme, nicht die Armen der Welt.

Wo nichts funktioniert

Dann kam Schaub vom Regen in die Traufe. Den ersten Schock erlebte er, als ihn Delegierte des Roten Kreuzes auf dem Flugplatz in Dhaka abholten. »Durchs Autofenster fiel mein Blick auf eine Person ohne Unterkiefer und Nase. Sie sah aus wie eine gruselige Fratze am Fasching.« Es war ein Leprakranke im letzten Stadium. »Wenn in Kolkata vieles nicht mehr funktionierte, funktionierte in Dhaka überhaupt nichts«, formuliert Schaub. Im neuen Staat Bangladesch sah alles alt, nein, zerstört aus. Trümmer belegten die Flugpisten, Eisenbahnlinsen und Straßen. Sogar die Wasserwege für Schiffe waren durch Bombeneinschläge blockiert. Die Stromversorgung war entweder katastrophal – oder gar nicht vorhanden. Es mangelte an allem: Lehrpersonal, Ärzte,

Geschäfte. »Die Westpakistani hatten versucht, die Oberschicht der Ostpakistani auszuradiieren.«

Acht Wochen versah Jakob Schaub seinen Dienst als Funker, morste unzählige Telegramme nach Genf und schloss Freundschaften. Als er im März 1972 via Kathmandu zurück in die Schweiz flog, hätte er dennoch nicht im Traum daran gedacht, eines Tages wieder nach Bangladesch oder Indien zu reisen. Schaub machte Karriere beim Elektrizitätswerk Buchs und stieg als technischer Leiter bis in die Geschäftsleitung auf. Doch die Bilder der Armut hatten sich tief in sein Herz eingraviert. Was immer er tat: Sie ließen ihn nicht mehr los.

Über zwei Jahrzehnte später begannen Schaub und seine Frau ein kleines Hilfswerk in Indien zu unterstützen. Erneut besuchte er Kolkata. Die Idee, sich später für die Ärmsten zu engagieren, wuchs in ihm heran. Nach seiner Pensionierung konnte er sich sozial betätigen, dachte er.

Zweihundert gefragte Talente

Heute sitzen wir bei Jakob Schaub in der Küche. Mit sechzig hat er sich frühpensionieren lassen – und sein Vorhaben in die Tat umgesetzt. Er gründete mit seiner Frau den Verein Shanti-Schweiz und baute ab 2007 in Rudrapur, im Nordwesten von Bangladesch, eine Schule für Elektriker auf. Inzwischen gibt es zwei Schulen, die nach seiner Vision arbeiten. Das Modell macht landesweit von sich reden. Allein aus dem Standort Rudrapur sind seither rund zweihundert Elektrikerinnen und Elektriker hervorgegangen. Sie sind auf dem Arbeitsmarkt gefragt, arbeiten in Konzernen oder sind mit ihrem eigenen Business durchgestartet.

Es ist subtropisch warm heute. Kommen Erinnerungen aus Bangladesch hoch, Herr Schaub?

Ganz klar: Ich vermisse Bangladesch. Insgesamt habe ich mehrere Jahre dort gelebt. Es ist meine zweite Heimat. Ich arbeite, wie alle Vorstandsmitglieder, ehrenamtlich für den Verein Shanti-Schweiz, den ich präsidiere. Das füllt mich aus.

Sie haben sich schon als junger Mann freiwillig beim Internationalen Roten Kreuz gemeldet. Haben Sie so etwas wie das Helfergen?

Mein Großvater war Armenpfleger, sprich »Sozialarbeiter«. Tatsächlich hat es mich nie interessiert, möglichst viel Geld zu verdienen. Vielmehr lag es mir am Herzen, mich für eine gute Sache einzusetzen.

War immer klar, wo Ihre Hilfe gefragt war?

Ganz und gar nicht. Anfänglich schwebte mir vor, etwas in Indien zu bewirken. Noch während ich im Berufsleben war, habe ich bei der »Indienhilfe« in Zentralindien mitgeholfen. Das Hilfswerk unterstützt in dem kleinen Dorf Jobat die Adivasi. Das sind die Ureinwohner Indiens und Bangladeschs. Nach meinen Einsätzen in Jobat besuchte ich andere Organisationen und Projekte sowie einige Lepraspitäler, darunter auch eines von Mutter Teresa in Kolkata. Zu meinem großen Glück durfte ich ihr dort persönlich die Hand reichen.

Wie erlebten Sie die Heilige?

Bevor ich Mutter Teresa aufsuchte, sagten mir die Leute: »Du hast keine Chance, sie zu treffen. Sie ist oft unterwegs, in Rom, weil sie krank ist.« Als ich dennoch das Mutterhaus aufsuchte, musste ich nur eine halbe Stunde warten – und Mutter Teresa kam unkompliziert zu mir. Die hochbetagte Nonne war so klein, dass ich mich hinsetzte, während sie stand. Sie strahlte Liebe aus. Die Begegnung beeindruckt mich bis heute.

Was also brachte Sie nach Bangladesch und dann ausgerechnet zum Dorf Rudrapur?

Es war Zufall. Ich wollte eigentlich in Kolkata etwas bewegen. Doch ein deutscher Volontär fragte mich, ob ich nicht nach Dhaka, nach Bangladesch, kommen könnte. Als ich nach vielen Jahren wieder bengalischen Boden betrat, rieb ich mir die Augen. War denn hier die Zeit in den letzten dreißig Jahren stehen geblieben? Mir schien, es habe sich nichts zum Besseren verändert. Doch ich lernte die Hilfsorgani-

sation Dipshikha kennen. Dipshikha – das heißt auf Bengalisch »Lichtfunke« – engagiert sich für Gesundheit, Bildung und bessere Einkommen im Nordwesten Bangladeschs. Mich überzeugten ihre Projekte, zum Beispiel eine Primarschule. Großartig fand ich auch, dass die Organisation eine Schreiner Ausbildung anbot. Sie entsprach dem, was wir als Praktikum bezeichnen würden. Da fragte ich den Direktor: »Wieso bietet Ihr keine Elektrikerausbildung an? Die Hälfte Bangladeschs hat keinen Strom. Da müssten Elektriker gefragt sein.« Der Direktor war Feuer und Flamme für diese Idee, warf aber ein, dass er niemanden kenne, der das Fachwissen hierfür mitbringen würde...

Einheimische sollten unterrichten. Ich bin nur in Notfällen eingesprungen.

...und das rief Sie auf den Plan?

Genau. Mit meiner Frau zusammen habe ich den Verein Shanti-Schweiz 2005 gegründet, als Partnerorganisation von Shanti in Deutschland. Wir starteten die Schule mit fast leeren Kassen auf dem Gelände der Primarschule von Dipshikha. Ein halb zerfallenes Gebäude wurde renoviert. Die Schüler mussten auf den Boden sitzen, ohne Tische und Stühle ihre Notizen machen. Lehrmaterial in der Sprache Bangla gab es nicht. Da musste ich selbst vieles in Englisch zusammenstellen und Lehrer ausbilden. Nur in Notfällen bin ich als Lehrer eingesprungen. Ich war der Meinung, dass Einheimische unterrichten sollten. Dabei träumte ich von einem dualen Bildungssystem nach Schweizer Vorbild, das Theorie und Praxis vereint. Doch Firmen in Bangladesch sind es nicht gewohnt, Leute auszubilden. Deswegen sagte ich: »Morgens gibts Unterricht, nachmittags erledigen wir praktische Arbeiten.« Ein bisschen technisches Material dazu hatten wir. Von den 70 000 Dörfern verfügten damals rund 50 000 noch über keinen Stromanschluss. Deswegen führte ich schon im ersten Kurs eine Solarenergie-Schulung ein.

Wie fielen die Reaktionen aus?

Unsere lokalen Partner von Dipshikha schüttelten den Kopf. Sie sagten mir: »Vergiss das. Solarenergie ist viel zu teuer. Hier hat niemand Geld dafür.« Heute lacht niemand mehr. Wir haben auf unserer Schule eine Fotovoltaikanlage montiert, die mit dem Schweizerischen

Solarpreis ausgezeichnet wurde. Tausende unerschlossene Dörfer haben dank der Solarenergie endlich Strom. Da der Strom im Netz sehr oft ausfiel, war der Solarstrom aus der eigenen Anlage ebenfalls unentbehrlich für die Elektrikerausbildung.

Was sind die Kernfaktoren Ihres Erfolges?

Erstens setzt unsere Hilfe bei den Allerärmsten an. Unsere Partnerorganisationen kennen die Familien in den Dörfern. Sie wählen Studenten aus, die es sich nicht leisten können, in die Stadt zu gehen und eine Ausbildung zu absolvieren. Wir verlangen für die Schule einen symbolischen Euro im Monat. Wenn jemand das nicht bezahlen kann, drücken wir beide Augen zu. Zweitens organisieren wir uns so, dass die Einheimischen die Schule ohne uns managen können. Wir wollen uns überflüssig machen. Drittens benötigen wir eine nachhaltige Finanzierung. Das Geld müssen wir aufreiben, denn das ist Mangelware in Bangladesch.

Die Durchschnittsbevölkerung schaut auf die Adivasi hinunter.

Zu Ihren Zielgruppen in der Schule gehören die Adivasi. Warum?

Die Adivasi sind Christen und werden noch immer benachteiligt. Sie haben eine eigene Sprache, aber keine Schrift. Sie müssen also zuerst Bengalisch lernen, später Englisch. Unser Ziel ist es, dass alle Studenten nach vier Semestern an unserer Schule eine Anstellung in Bangladesch erhalten. Dann verdienen sie und helfen wiederum ihren Geschwistern zu einer Ausbildung. Ein positiver Multiplikationseffekt entsteht. Mittlerweile fragen uns Firmen aktiv an, ob wir ihnen Leute vermitteln könnten.

Inwiefern findet eine Ausgrenzung der Adivasi statt?

Die Durchschnittsbevölkerung schaut auf die Adivasi hinunter. Aber auf dem Papier unterstützt der Staat diese Minderheit, vor allem in Indien. Um ihr Leid zu verstehen, müssen wir zurückblicken. Die christlichen Missionare brachten den Adivasi nicht nur einen neuen Glauben, sondern auch den Alkohol. Ich sah in Jobat, bei der Indienhilfe, wie sie schon mittags betrunken herumtorkelten. Sie hatten die Hoffnung verloren, eine Arbeit zu finden. Mancherorts in Indien

siedelte der Staat die Adivasi auch um, um Staudämme zu bauen. Ihr Gebiet wurde überflutet, ohne dass es eine Entschädigung gab. Sie hatten mal eine hohe Kultur, welche die Engländer zerstört haben, um sie zu kolonialisieren. Die gute Nachricht ist aber: Die heutige Jugend tickt anders, meidet den Alkohol und will etwas erreichen.

Wenn Sie nicht selbst unterrichten: Wie fanden Sie geeignetes Personal?

Das war das größte Problem. Anfänglich entwickelte ich einen Test für eine Aufnahmeprüfung. Dann schrieb die Organisation die Stelle aus. Über dreißig Kandidaten meldeten sich – aber keiner war geeignet. Es brauchte Zeit, um die richtigen Leute zu finden und ihnen die Lehrertätigkeit auch im praktischen Unterricht beizubringen.

Auf welche Kriterien achteten Sie bei der Auswahl?

Natürlich waren Fachkenntnisse verlangt, in Geometrie, Mathematik, Elektrotechnik und ein bisschen Englisch. Genauso wichtig wie die Noten war aber die Person an sich.

Ihre Lehrer sind hoch qualifiziert. Besteht nicht die Gefahr, dass Firmen sie abwerben?

Das ist oft passiert. Ein erster Lehrer wurde abgeworben, ein anderer Kandidat kam schon gar nicht. Wir haben uns aber bemüht, eine gewisse Konstanz zu erreichen. Einerseits haben unsere Lehrer den Ehrgeiz, gute Berufsleute auszubilden. Andererseits zahlen wir einen guten Lohn und gehen auf individuelle Wünsche ein. Einem Lehrer haben wir eine Wohnung gebaut, da er eine Familie hat. Ein hoher Lohn entspricht rund fünfhundert Euro im Monat, eine Näherin verdient weniger als hundert Euro. Es gibt zwar weltweit tätige große Organisationen, die besser zahlen als wir. Aber uns schenken die Leute ihr Vertrauen. Während in der Covid-Zeit viele Menschen ihre Arbeit verloren, wussten sie bei uns, dass sie ihren Zahltag immer pünktlich erhalten würden. Dafür danken sie uns bis heute.

Vor fünf Jahren haben Sie eine zweite Schule in Paturia eröffnet.

Moment – es war umgekehrt: Eine Organisation, sie heißt RSUF, kam auf uns zu. Sie betrieb schon Primarschulen und wollte, dass wir bei ihnen eine weitere Schule gründen sollten. Ich sagte: »Wenn ihr unser Konzept gut findet, kopiert es einfach.« Auch hier organisierten die lokalen Menschen alles, vom Bau des Schulhauses, der Rekrutierung des Personals bis zur Auswahl der Schüler. Einzig bei der Finanzierung sind sie auf unsere Unterstützung angewiesen. Aus

diesem Grund können wir auch nicht auf ihren Wunsch eingehen, noch weitere Schulen aufzubauen. Das wird erst möglich, wenn sie für die Finanzierung eine eigenständige Lösung gefunden haben.

In der zweiten Schule lassen sich auch Frauen zu Elektrikerinnen ausbilden. Ecken sie damit nicht an?

Kaum. Bei den Adivasi hielten traditionell sogar die Frauen das Zepter in der Hand. Die Frauenquote im Arbeitsmarkt ist höher als in Europa, auch in höheren Positionen. Dennoch hatte sich uns schon ein Vater in den Weg gestellt, der nicht wollte, dass sein Mädchen einen Kurs absolvierte. Wichtig ist, dass in einem Kurs mindestens zwei Frauen dabei sind und wir ihnen eine Unterkunft bieten können.

Gab es Momente, in denen Sie das Handtuch werfen wollten?

Ja, beim dritten Kurs. Da gab es Turbulenzen um den Hauptlehrer. Das Gerücht ging um, er habe Geld unterschlagen. Das stimmte nicht. Dennoch kündigte er und nach ihm auch der Hilfslehrer.

Was gibt Ihnen Hoffnung für die Zukunft?

In Bangladesch sind viele Familien besitzlos, der Staat ist verschuldet und gilt als korrupt. Das Land hat eine Riesenbevölkerung von 170 Millionen Einwohner und ist nur dreieinhalb mal so groß wie die Schweiz. Doch Jahid, der Leiter der zweiten Schule, sagt immer: »In Bangladesch ist nichts unmöglich, aber alles ist möglich.« Er hat recht. Es geht in kleinen Schritten vorwärts. Unsere Schulen sind jetzt vom Staat anerkannt. Sie erhalten Besuch von anderen Organisationen, die sich übers duale Bildungssystem informieren wollen. Junge Menschen aus der Schweiz können bei uns in Bangladesch Zivildienst leisten. Sie erweitern ihren Horizont – und bringen neue Ideen. Die bengalische Jugend ist unglaublich zuversichtlich und stolz auf ihr Land. Sie ist das wertvollste Kapital von Bangladesch.



Jakob Schaub

j.schaub@rsnweb.ch
shanti-schweiz.ch

Er war technischer Leiter des Elektrizitätswerks der Stadt Buchs (EWB). Dann hängte Jakob Schaub (79) seinen Job mit sechzig an den Nagel, um eine Elektrikerschule in Bangladesch aufzubauen. Hierzu rief er den Verein

Shanti-Schweiz ins Leben, den er bis heute präsidiert. Dank der soliden Elektrikerausbildung haben schon zweihundert junge Leute den Weg aus der bitteren Armut gefunden. Schaub ist Witwer, Vater und Großvater.

Ausgabe 28

Herausgeber & Verlag

IVCG Publikationen
Bachstraße 97b, CH-5034 Suhr, Schweiz
verlag@gomagazin.de

Verlagsleitung

Thomas Aerni (V.i.S.d.P.)

Chefredaktion

Simon Jahn
Stephan Lehmann-Maldonado

Redaktion

Anne Albers, Matthias Dittmann,
Nicolai Franz, Sara Kreuter,
Jörn Schumacher, Ladina Spiess,
Daniel Wahl

Fotos & Illustrationen

Selene Adores, Frederik Bugglin,
Claudia Dewald, Thorsten Doerk,
iStock.com / Sebastian Gorczowski,
Roland Juker, Thomas Scheck,
Basil Stücheli, Claudia Weaver

Konzept & Gestaltung

Michael Aerni
Basel West Unternehmenskommunikation AG
Basel, Schweiz

Druck

BasseDruck GmbH, D-58135 Hagen

Aboservice & Vertrieb

gomagazin, PressUp GmbH
Postfach 70 13 11, D-22013 Hamburg
Telefon +49 40 38 66 66 347
abo@gomagazin.de

Abonnement

Jahresabonnement (4 Ausgaben)
Basic-Abo: 36 € / 52 CHF
Leader-Abo: 54 € / 72 CHF

Weitere Artikel, Videos, Events und Infos auf gomagazin.de

Ein Produkt der IVCG

Eine Bewegung für Menschen in Verantwortung

© 2023 IVCG Publikationen, ISSN 2504-4206



Dreifacher Gewinner des renommierten
BCM-Awards, dem Oscar für starke Kommunikation